

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 97 (1971)
Heft: 46

Illustration: [s.n.]
Autor: Hürzeler, Peter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Linksseher wie in den «Vacances» und in «Mon Oncle».

Zwar nimmt er sich völlig normale Grundsituationen vor. Man vermeint alles zu kennen, ja richtig, so ist das, denkt man – und Sekunden später triumphiert der Aberwitz.

Ein riesiger Parkplatz, zum Beispiel. Es gießt wie aus Kübeln. Die Scheibenwischer leisten Schwerarbeit. Nur: sitzt ein Zitertergreis am Steuer, quietschen die Wischer altersschwach, kurzatmig übers Glas – gleich nebenan, am Wagen zweier schnatternder Plaudernden, sausen sie gänzlich entfesselt hin und her.

Oder gleich am Anfang: die noch leere Ausstellungshalle, in der Totale. Die einzelnen Stände sind durch Schnüre, zwanzig Zentimeter über dem Boden gespannt, markiert. Sorgsam übersteigen nun Dekorateur, Aussteller diese Schnüre – sinnlos kreuz und quer – das sieht bei Tati aus wie ein Ballett.

Dann – eine Massenkarambolage auf einer Kreuzung. Hundertmal schon komisch gefilmt, indem die beteiligten Lenker fluchend aus den Wagen steigen und sich anschreien. Bei Tati geht das alles ganz langsam. Fast behutsam knallt man zusammen, das scheint sich auszuschließen, aber es kracht wahrhaft manierlich. Und sanft, sehr, sehr sanft öffnen die involvierten Automobilisten die Türen, steigen, verschlafenen Flaschengelbstern gleich, aus den Fonds ans Tageslicht, zögernd lösen sich Einzelteile, Räder rollen davon, als wüßten sie: wir haben Zeit, das dauert noch.

Man kann Tati nicht nacherzählen. Wenn er sich der Tücke des Objektes ausgeliefert weiß, wenn er versucht, die Katastrophe, die er immer im gleichen Augenblick wie der Zuschauer erahnt, abzuwenden und dabei fortgesetzt überpölpelt wird, bis ihm schließlich genau in absurdesten Form die Rettung gelingt – dann ist das alles so getimt, daß man mit Worten stets zu spät käme.

Es ist ganz unglaublich, was dieser Mann sieht, wie er kleine, alltägliche Begebenheiten umsetzt, wie er aus selbstverständlichsten Handgriffen unbeholfene Kunststücke entwickelt. Da wird ein Radwechsel zum mechanischen Ereignis, die Erklärung eines unentdeckten Defektes zur gestischen Vorlesung.

Dabei bleibt er auch im Unmöglichsten immer irgendwie möglich. Er zeigt die Technik in diesem Film nicht als futuristisches Ungeheuer, er scheint sie, als Mensch wie du und ich, doch noch im Griff zu haben – und greift dennoch konsequent daneben. Monsieur Hulot läßt sich vom Auto, vom Verkehr, nicht erdrücken – mit ihm wird nur Schabernack getrieben, den zu bekämpfen sich irgendwie zu lohnen scheint, der nicht à tout prix aussichtslose Si-

tuationen schafft. Das unterschwellige «Das-kann-jedem-passieren»-Gefühl ist durchgehend präsent – und darum hat die Komik doppelten Effekt: man lacht Tränen und leidet mit.

Wer sich an «Playtime» erinnert, wird bemerken, daß jener Film gerade daran scheiterte, daß Hulots Hilflosigkeit total war, ihm auf weite Strecken keine Möglichkeit gab, einzugreifen, daß jeder Versuch des Entgegentretens im voraus mit einer Niederlage des Menschen enden mußte.

Aber Hulot ist eben mindestens so wichtig wie das jeweilige Objekt, und man sollte – wenn auch vielleicht wider besseres Wissen – hoffen dürfen, daß er einmal doch Sieger werden könnte.

«Trafic» – hier gelang ihm die scheinbare Balance.

So gescheit blöde wie Jacques Tati müßte man sein.

Ein herrlicher Film.



Drei Freunde fragten

Drei Freunde fragten, halb erwartet:
«Nun sag, wie sieht das bei dir aus –
wir möchten dich gern weißbebartet
bei unserm Sohn als Nikolaus.

Er ist zwar ziemlich brav gewesen
und dennoch – mahnen muß man ihn.
Du sollst ihm die Leviten lesen
und Strafen in Erwägung ziehn.

Das macht dir ja kein Kopfzerbrechen,
du bist humorvoll und doch ernst,
so daß er mancherlei Versprechen
gibt, wenn du brummelnd dich entfernst.»

Nun weiß ich aber aus Erfahrung,
daß ich als Weihnachts-Mandarin
mit Stiefeln, Glöcklein und Behaarung
und Schmutzli recht talentlos bin.

Wenn Kinder zitternd Verse sagen
und eingestehen auf Befragen,
sie würden Sauerkraut nicht essen
und die Klavierstunden vergessen
sowie beim Fußball öfters fluchen –
dann muß ich stets nach Haltung suchen,
wobei ich, vis-à-vis vom Kinde
dieselbe meistens gar nicht finde.

Mich schüttelt ein perfides Lachen,
gefolgt von trockenem Hustenreiz,
wenn Sünder große Augen machen –
und jedermann fühlt doch bereits
daß ihre Blicke abwärts schweifen
zum Jutesack, der vor mir liegt,
um präsumtiv hineinzugreifen
und abzuwägen, was er wiegt.

Als Hauptgrund aber ist zu nennen,
weshalb ich nicht mehr Niklaus bin –
daß mich die Kinder sofort kennen
und zwar an meinem Doppelkinn,
das, wenn man noch so dichte Bärte bindet,
ganz offensichtlich nie verschwindet.

So heißt denn wohl eine Moral von vielen:
Man soll mit Doppelkinn nicht Doppelrollen spielen.